

I

199403

Karl Simmermann.

Gedenkrede

zur

Centennarfeier des Dichters

am 24. April 1896

in der

Wiener deutsch-akadem. Lese- und Redehalle.

Von

Dr. Robert F. Arnold.



Wien 1896.

Verlag von Moritz Perles, I. Seilergasse 4.

Druck von R. Spies & Co., Wien.

I
199403



Herrn Dr. Othmar Doublier.



Von den Culturvölkern im Westen unterscheidet sich der modernste Deutsche nicht eben vortheilhaft durch Unkenntniß, ja Geringschätzung seiner eigenen culturellen Vergangenheit, noch mehr, seiner jüngsten Vergangenheit. Ich brauche nicht erst an Beispielen den soliden historischen Unterbau der darum selbst so soliden französischen, englischen, amerikanischen Bildung erweisen; nur so viel sei festgestellt: keine vergangene Periode ist dem modernen Franzosen und Briten, eben als modernen Menschen, lebendiger und darum fruchtbarer, als die ihnen zunächst vorausliegende, der Lebenslauf dieses nun sterbenden Jahrhunderts. Wenn ich behaupte, daß kein Zeitabschnitt unserem deutschen Durchschnittsgebildeten fremder ist, als gerade dieser, spreche ich nur ein offenes Geheimniß aus. Tausenderlei Ursachen haben zusammengewirkt, um uns, nachdem wir von der historischen Schule vor und der Pseudoromantik nach 1848 mit geschichtlichem Klein-
kram übersättigt worden waren, der Vergangenheit, u. zw. der Vergangenheit auf jedem Gebiete völlig zu entfremden; nirgendwo aber zeigt sich merkwürdigerweise der daraus hervorgehende Defect unserer Bildung klarer, als im Nichtwissen von unserem eigenen Jahrhundert. Denn nur bis 1800 und etwas darüber reicht etwa noch der Inhalt des Mittelschulranzens; die sodann einsetzende Erziehung für irgendein Fach, sei es auch selbst wieder ein historisches, ersetzt jenen Mangel fast nie; und die mächtige Krisis unseres Anschauungs-
lebens, welche wir Alle mehr oder weniger acut etwa im zwanzigsten Lebensjahre durchzumachen haben, stellt, wenn überwunden, uns unvermittelt den Gestalten, Gedanken, Geschehnissen des Tages gegen-
über. Gestalten, deren Stammbaum, Gedanken, deren Reisezustand, Geschehnisse, deren Geschichte wir nicht kennen. Daher denn die maß-

lose Ueberschätzung alles Heutigen, scheint es doch, wie Ballas, fertig aus dem Vaterhaupte gesprungen und darum weit rühmenswerther, als das mäßig Herangewachsene. Und ebendaher die ebenso maßlose und gleich gefährliche Nicht- oder Mißachtung aller historischen Bestrebungen nicht nur, sondern auch ihres Inhalts, alles Vergangenen mit einem Worte. Die Helle vor uns, Finsterniß im Rücken. Wir haben es, um bei der Literatur zu bleiben, erlebt, daß Hartleben einen Angelus Silesius, der Belgier Maeterlinck unseren *Novalis* förmlich neu für uns entdecken konnten; und billig wie Brombeeren sind Beispiele schmähschlicher Undankbarkeit gegen vergangene Zeiten und Menschen. Denn geringer als je reißt in unseren Tagen die Vergessenheit, deren förderliche Culturmiffion wir freilich nicht schelten wollen, neben tausenden von Eintagsmenschcn auch Große und Größte, deren Lebensarbeit sich noch lange nicht in lebendige Kraft umgesetzt hat, in ihr Reich.

Da hat sich denn unsere Zeit, ihrer Schuld halb bewußt, ein eigenes Correctiv zurechtgemacht, die Jubiläen, Gedenkfeiern, Erinnerungstage, und wie sie alle heißen mögen, die Anlässe, bei welchen jeder halbwegs bekannt Gewesene, wenn er nur todt, u. zw. eine runde Anzahl von Jahren todt ist, mit Hilfe des allgütigen Conversations-Lexikons feierlich exhumirt und galvanisch belebt wird. Durften in Rom die Sklaven einmal des Jahres die Herren spielen, so hat auch der selige Jubilar alle Jahrhunderte einen Monat Existenzberechtigung in den Spalten der Tages- und Monatsblätter, etwa gar auf den Brettern der Bühne; und er kann es je nach Verdienst sogar bis zu Gedächtniß-Ausstellungen oder Denkmals-Enthüllungen bringen. Ist sein Scheinleben zu Ende, dann können die Historiker als wohlbestallte Todtengräber ihren Todten wieder begraben. Und doch ist neben vielen wirklich ganz Todten unter diesen postmortalen Geburtstagskindern manch Einer, der es wohl eher verdiente, im lebendigen Gehirne des Volkes, denn auf dem schlechten Papier der Zeitungen zu leben; ja und selbst Mancher, der der heutigen Generation noch viel zu sagen und zu deuten hätte. Es liegt etwas tief Beschämendes in Feiern dieser Art.

Ich aber ergreife mit herzlicher Freude einen solchen äußeren Anlaß, schon seiner propagirenden Wirksamkeit halber, um zu Ihnen von Carl Immermann zu sprechen, der heute vor einem Jahr-

hundert in Magdeburg geboren worden ist. Denn an Keinem hat die deutsche Nachwelt so gekündigt, wie an ihm. Nur ein Bruchstück eines einzigen seiner Werke ist heute noch in den Händen desselben Publikums zu finden, das sich von Theodor Körner, wie immer neue Auflagen beweisen, noch immer nicht trennen kann. Die Moderne vollends kennt ihn nicht. Sie hat ihn noch nicht entdeckt. Ein größter geistiger Aufwand scheint nutzlos verthan, ein fürstliches Vermögen todttes Capital. Immermann ist das bezeichnendste Opfer für das antihistorische Princip eines selbstvergessenen Geschlechtes.

* * *

Lassen Sie mich sein nach außen hin nur anfangs, nach innen fortwährend erschüttertes kurzes Leben in kürzester Darstellung zusammendrängen. Er geht aus der deutschen Normalfamilie hervor; sein ehrenfester Vater ist preussischer Staatsbeamter. Der Zusammenbruch Preussens vor Napoleon beinahe unter den Augen des Knaben, der später als Jüngling im sogenannten Befreiungskriege mitkämpft. So hat er denn frühe und vielerlei erlebt. Bald nach der Heimkehr aus dem Felde bietet er als Jurist in Halle dem burschenschaftlichen Terrorismus einer ganzen Universität die Spitze, mit zwanzig Jahren schon ein abgesagter Feind aller Phrase; ein Verdienst, damals noch größer, als es heute wäre. Die geradlinige Carriere des Strafrichters schließt sich an, zuerst nach Münster und anderwärts, dann nach Düsseldorf führend. Hier tritt er zuerst in ein rein künstlerisches Milieu. Es sind Düsseldorfs goldene Tage damals, nicht zum wenigsten durch ihn selbst; denn drei von den dreizehn Düsseldorfer Jahren Immermann's entfallen auf seine Leitung der dortigen Musterbühne, die ich nach Richard Föllner's Studien unbesprochen lassen darf. Vor 1830 fällt der betäubende, auf gegenseitiger Incommensurabilität beruhende Zwist mit Platen. Er macht Epoche im Leben des Dichters; noch mehr ein anderes Verhältniß.

Schon von Westphalen an bis tief in die Düsseldorfer Zeit reichen Immermann's Beziehungen zu Elise v. Ahlefeldt, der Gattin des bekannten, „wilden, verwegenen“ Generals v. Lützow. Die schöne, geistreiche Gräfin trennt sich von dem berühmten Gatten, um an der Seite des bürgerlich schlichten Landgerichtsrathes der Meinung

der Welt Troß zu bieten. Ein ähnliches Verhältniß wie das Grillparzer's zu Katharina Fröhlich: die Liebe wird zu einem Kampfe leidenschaftlicher Individualitäten, die Division will nicht rein aufgehen. Auch dieses Paar ist incommensurabel. Die Hälften kann man aneinanderpassen; sie war ein Ganzes, und auch er war ganz. Der Ehebund kommt nicht zustande; eine friedliche Lösung, friedlicher als die Goethe's von Charlotten, erfolgt: man scheidet. Und nun gründet Immermann einen eigenen Hausstand. Und nun bringt ihm sein Münchhausen den längst verdienten und entbehrten Ruhm, die breit hereinströmende Liebe einer heißgeliebten Nation. Und nun stirbt er. Ein Lungen Schlag rafft ihn hinweg, den 44-jährigen, im Zenithe seines Schaffens.

Er war aus dem ausgestorbenen Geschlechte Derer, welche dichten, weil sie es nicht lassen können. Seine überaus fruchtbare Jugendschriftstellerei — ich rechne sie bis etwa 1827 — geht freilich epigonisch in den Geleisen der Romantik; sie wird erdrückt von den großen Vorbildern, von Schiller und Tieck, noch mehr von Shakespeare und Goethe. Man kann nicht streng genug gegen diese Jugendwerke sein; denn zur vollen Würdigung Immermann'scher Lebensarbeit gelangen wir nur, wenn wir auch selbst den vollendetsten Schöpfungen jener ersten Periode, dem Cardenio wie dem Andreas Hofer-Drama, ihre richtige Stellung auf dem Boden der landläufigen jüngeren Romantik anweisen und dann erst den Weg von ihnen zum Alexis und Merlin, zu den Epigonen und zum Münchhausen, den Hauptobjecten unserer heutigen Betrachtung, ermessen. Wir wollen uns nicht mit jenen meist dramatischen Schöpfungen der ersten Periode beschäftigen. Uns sind sie Studien und Skizzenbücher, deren Veröffentlichung der Leser ihm heute weniger dankt, als der Forscher. In Düsseldorf erst wird Immermann zum Dichter des 19. Jahrhunderts. Wenn ich zu zeigen versuche, wie, so setze ich die romantische Doctrin, auf der Immermann bis 1827 etwa fußt, als bekannt voraus. In jenen Tagen wühlt die ringende Liebe zu Elise Willefeldt die Tiefen seiner Seele auf; der Verkehr mit Künstlern wie Schadow, Grabbe, Mendelssohn erschließt ihm weites Neuland; rastlos arbeitend, erweitert er eine lückenhafte Jugendbildung zu Goethescher Universalität. Und zwei prächtige Nachblüten epischer

Romantik, deren Reime in jener Zeit zu schwellen beginnen, „Zulifantchen“ und „Tristan“, bedeuten zugleich die Befreiung von der romantischen Convention und den Einzug in das „weltliche und natürliche Element“ zu Gestalten, wie sie „mutatis mutandis auch allenfalls heutzutage noch zur Welt kommen könnten“.

Während er sich derart mehr und mehr einer Richtung, die ihm nie ein volles Genügen geboten, entfremdet, greift ihn Platen gerade als den Erzromantiker an. Ihm, der die Vernunft eine Tochter Gottes nennt, Schirmherrin der Männer und Athem der Seele, schreibt Platen den Unsinn des „romantischen Oedipus“ zu; er muß einen Brügelnaben für die Albernheiten der Schicksalstragödie abgeben, ob die Wahrhaftigkeit ihm gleich stets als oberstes Lebens- und Schaffensprincip vor Augen steht. Jedenfalls beschleunigen Platen's Angriffe Immermann's Bruch mit der Romantik, deren Tradition unser Dichter freilich nie ganz entwachsen ist. Die Juli-Revolution entscheidet diesen Bruch. Die Helden, nach denen er, wie einst Lord Byron, vergeblich gesucht, sie findet er jetzt: das moderne Leben als Ganzes und seinen Vater, die Geschichte.

Seine Jugend fiel in jene Zeit, wo der Deutsche zum erstenmale vor der Nöthigung stand, sich eine politische Gesinnung anzuschaffen. Ungleich unserem bunten Parteiengewirr beherrschen damals nach dem Wiener Congresse bloß zwei politische Möglichkeiten die Geister: auf der einen Seite die Reaction, vertreten durch Regierungen, die sich selbst wieder zwiespältig auf das historische Legitimitätsprincip und die ganz moderne Bureaucratie stützen; auf der anderen Seite der Liberalismus als Erbe der Aufklärung, in allen Nuancen vom sanften Kammerfreisinn bis zu radicalster Opposition schillernd. In Ilum und außerhalb wird gesündigt, innen nun freilich weit mehr. Gleichwohl stehen die Größten der Zeit beinahe vollzählig, wenn nicht im reactionären, so doch im conservativen Lager: ich nenne Goethe und Hegel. Die freiheitliche Sache ist nicht in den besten Händen; Börne, List, Jordan sind seltene Ausnahmen unter den Liberalen. Immermann nun hat sich, wie grundehrliche starke Männer seiner Art zu thun pflegen, zwischen den breiten Stühlen der Parteien auf den Boden gesetzt. Er verzweifelt an den Regierungen und an den Völkern; er hat Verständniß sowohl für die historischen, als für die menschenrechtlichen Ansprüche,

aber kein Zutrauen zu ihren Vertretern. Als rechten Erzfeind bekämpft er, der Beamte, die Vielregiererei, den bevormundenden Beamtenstaat; gleich aber treiben ihn die Albernheiten jugendlicher „Demagogen“ zu den Conservativen zurück.

Er verzweifelt an einem Gegenstande würdigen Heroencultes, seine unbefriedigte Poesie an einem dem Dichter menschlich nahen Helden.

Beides gewährt die Juli-Revolution. Denn unter dem Ein-
drucke solch' großen politischen Geschehens gelangt Immermann als
erster und bis heute letzter deutscher Dichter zur Conception des
modernen Lebens in seiner völligen Breite und Tiefe als eines
großen, untheilbaren Ganzen, dem gegenüber selbst der höchste
Intellect anscheinend machtlos, selbst das consequenteste Thun an-
scheinend zwecklos. Ein unsterbliches Bauen arbeitet, dem Menschen
unverständlich, aber seinen Ahnungen und zumal der Poesie gar
wohl zugänglich, am Fortlauf der Ereignisse. Und dieser Fortlauf
ist kein chaotischer. Scheint die Geschichte über einen Helden und sein
Lebenswerk achtlos hinwegzuschreiten, so scheint sie es eben nur; im
directen Kampfe mit ihr muß das Individuum allerdings immer
den Kürzeren ziehen; aber, wenn es sich strebend bemühte, hatte es
seinen unvernichtbaren Antheil an jenem „unsterblichen Bauen“, dessen
Plan ihm freilich verborgen blieb. Es ist im Fichte'schen Sinne un-
sterblich. Diese Erkenntnisse bedeuten den gewaltigen Schritt Immer-
mann's über die Romantik, ja selbst über Goethe hinaus, dessen
letzte Instanz doch immer die Natur, der Kosmos ohne die Menschen
bleibt. Für Immermann aber sind das gleichzeitige menschliche Leben
und seine Fortsetzung rückwärts, die Geschichte, oberste Potenzen und
zugleich Stoff und höchstes Ziel seiner gereiften Kunst.

Und wenn mir dunkel, was das Leben brüte,
Und steht zu fern sein Antlitz, daß ich's fasse,
So hilft zur Schwichtigung mir eine Mythe.

Es gab ein Heil'genbild, das über'm Maße
Jedwedes war, der zu ihm mochte gehen
In die Capelle auf der Andacht Straße.

Denn, mochte nun der Kleinste vor ihm stehen,
Steh'n, den das Volk um seine Größe pries,
Sie mußten kleiner als das Bild sich sehen.

Nicht war es vor dem kleinen Mann ein Riese,
Rein, höher nur als er um wen'ge Zolle,
Doch vor dem Riesen stand's als Ueberrieße.

Das Leben predigt, das gestaltenvolle,
Heut' mittler Art, Coloss am ander'n Tage:
Mit meiner Größe mißt sich nur der Tolle.

Ich ward gesetzt, daß ich euch überrage,
Ich ward gesetzt, daß ich von seiner Kleinheit
Dem Allerkleinsten, Allergrößten sage.

Und wer die Predigt hört in Herzensreinheit,
Der kauft den Segen, den er hielt in Pachtung,
Und wird mit ihm zur liebevollsten Einheit.

Das ist, vernehm, die selige Betrachtung,
Vor der hinweg der öde Schwaden rauchet,
Der uns geschieden von der Dinge Achtung.

Aus ihr, mein Lied, bist du emporgetaucht,
Dann hast du badefrische, glänz'ge Glieder,
Von Tropfen funkelnde, zum Tanz gebraucht.

In sie, mein Lied, tauchst du dich ewig nieder,
Und kühlst in ihr das heiße Blut am Herzen,
Und holst aus ihr die jungen Kräfte wieder.

* * *

Diese Verse stammen aus Zimmermann's letztem, als Torso hinterlassenen Werke „Tristan und Isolde“. Aber schon die 1832 fast gleichzeitig erschienenen Dramen „Alexis“ und „Merlin“ leiten von der Romantik herüber in die neue Aera. Der Titel der monumentalen Trilogie „Alexis“ ist schlecht gewählt; denn der unglückliche Sohn Czar Peters ist weder Held noch Mittelpunkt des Dramas, in welches er mitsammt seinem Mädchen Euphrosyne noch viel weniger hineinpakt, als May und Thekla unter die Wallensteiner. Er ist nicht Fleisch von Zimmermann's Fleisch; der überkräftige Dichter hat es gar nicht vermocht, den Schwächling par excellence lebendig zu gestalten. Alles Licht fällt auf Peter den Großen, den aufgeklärten Despoten. Mit seinen fünf Sinnen ervrmeint der alles fassen zu können, was hienieden faßlich ist. Er

ist Verfechter der Aufklärung oder vielmehr die Aufklärung selbst in ihrer Brutalität, aber auch in ihrer begeisterten Zielbewußtheit. Erbärmliches Volk umkriecht ihn; umso leichter hält er sich für Manns genug, der Geschichte ihren Lauf vorzuschreiben: wer nicht ausweicht, geräth unter die Räder seines Wagens, die erste Gattin Eudoxia, der haltlose Czarewitsch, die widerspenstigen Bojaren, eine ganze auffammernde Nation. Er hat viel von Napoleon geerbt; wie dieser weiß er von keiner Ueberlieferung, Tradition, Macht der Vergangenheit; dieselbe Verachtung aller „Ideologie“. Die Wahlenkunde seiner eigenen Dynastie ist ihm ein beschriebenes Stück Papier, nichts weiter. Er nennt sich den kalten Paladin der späten Zeiten. Wie Grillparzer's Ottokar findet er Glück und Ende. In einer großartigen Scene des zweiten Theiles, die sich dem ersten Acte des Ottokar vergleicht, überschaut er sein und seiner Diener Werk: die neue Kirchenordnung, das erste russische Gesetzbuch, die Anlage von Canälen und Heerstraßen, den Gewinn der baltischen Provinzen, ein neues civilisirtes Rußland, das Ziel seiner Wünsche; und man ruft ihn zum Kaiser aus, zum Selbstherrscher aller Rußen. Und doch kein unseligerer Mann in seinem weiten Reiche als er. Für seine gewaltigen Pläne hat er (modern zu reden) Agitation ohne Maßen in's Werk gesetzt, und nun steigt ihm der Schlammb dieser Agitation bis an die Lippen. Seine Creaturen, welche die ganze Reformthätigkeit ihres Meisters herzlich gleichgiltig läßt, sind allmählig mächtiger geworden, als dieser selbst, der früher mit einer Handbewegung, einem Augenblick Aufrührerheere nach Hause gewiesen. Die zweite Gattin, Katharina, betrügt ihn mit einem unbedeutenden Burschen und giert nach der Thronfolge. Dem Rücksichtslosesten, der den eigenen Sohn seinen Plänen geopfert, fehlt nun ein Erbe dieser Pläne, und ob er gleich bis hart an's Ende ungebeugt bleibt, wird ihm doch die tragische Ironie seines Lebenswerkes immer klarer. Nicht wie Faust darf er den süßen letzten Augenblick verweilen heißen; verzweifelnnd bricht er vor der räthselvollen Majestät der Geschichte zusammen und setzt im Sterben das Chaos, die Götterdämmerung zu seinen Erben ein. Und dennoch, der Dichter weiß es mit uns, kann die Spur auch seiner Erdentage nimmer untergehen. — Die dramatische Kunst des Werkes leitet sichtlich von Shakespeare und Schiller hinüber zu Hebbel.

Und schon jetzt scheut der 36jährige nicht vor gewaltigsten Aufgaben zurück. Im selben Jahre wie *Alexis*, ein Jahr vor Goethe's zweitem *Faust*, erscheint *Merlin*, ein Werk, das allein schon genügt, Immermann seinen Platz als Classifier des 19. Jahrhunderts neben Grillparzer, Hebbel und Keller zu sichern. Es ist von seiner Geburt an bis auf heute so gut wie unbeachtet geblieben. Lassen Sie mich nur den rohesten Grundriß des Riesenbaues skizziren. Gott ist die Einheit von Anbeginn, Satan, der nach gnostischer Lehre als Demiurg die Welt erschaffen, das secundäre Princip der Mannigfaltigkeit. Durch Christus, den Sohn der menschlichen Jungfrau, ist das Einheitsprincip auch in die Welt hineingetragen worden. Satan befürchtet Schmälerung seines Reiches und erschafft, Gott nachäffend, einen zweiten Christus, indem er eine reine christliche Jungfrau zu seinem Willen zwingt: das wundersame Kind Beider ist *Merlin*. Durch die Mutter den Menschen und zugleich Gott eigen, durch den Vater ein Fürst dieser Welt. Der göttliche Antheil an ihm überwiegt zunächst. Statt dem Vater dient er aus freien Stücken Gott und will die ganze Menschheit zu einem Gottesreiche organisiren. Aber wie schon seine Mutter sich allzusehr ihres unerreichbaren Vorbildes bewußt ist, so ist auch er nur ein Welterlöser aus zweiter Hand. Trotz übermenschlicher Gewalt theilt er menschliche Schwäche. Ein thörichtes Weib macht ihn zunichte, und all sein gottgeweihtes Wirken schlägt dem satanischen Vater zu Gunsten aus. Wie Peter der Große erliegt *Merlin* dieser Ironie. Aber nur dem Fleische nach. Denn ewig wahr und darum unvergänglich ist der Gedanke, die Erkenntniß. Auch im Sterben läßt *Merlin* nicht von dem Gott, der ihn verlassen.

Es ist unmöglich, hier auf all das farbenprächtige Detail des Stoffes einzugehen, dessen geheimnißvoller keltischer Reiz Dichter und Künstler aller Zeiten, zumal das moderne Musikdrama beschäftigt hat. Nur das Wichtigste. In *Klingsor*, dem Zauberer des Artushofes, hat Immermann für *Merlin* und sich selbst einen Gegenspieler geschaffen und demselben unverkennbar die Züge Goethe's, stellenweise ganz ohne Maske, geliehen. Goethe's, der noch lebte, als *Merlin* entstand. *Klingsor* gleicht dem Geiste, den er begreift, nicht also Gott, sondern dem Demiurgos Satan. Er ist der Egoist größten Stiles, der die Natur seinem Ich dienstbar zu

machen weiß, den Menschen aber nur insoweit beachtet, als er sich der Natur nähert, in dieselbe zurückströmt; Merlin der Altruist, der seinen Rückhalt gerade im Gegensatz der Individuen zur Welt, im menschlichen Geschehen, im Leben findet. Wenn Klingsor endlich an Herzleid über seine Besiegung durch Merlin und zugleich an seliger Freude über die Größe des jungen Siegers stirbt und sein Wunderschloß über ihm einstürzt, so weicht das achtzehnte Jahrhundert dem zwanzigsten, der Spinozismus einem Pantheismus ganz neuer Art. Denn alles, spricht Merlin,

was da lebt und regt,
Und sich in eig'ner Formation bewegt,
Steht näher mir, als ich mir bin.
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Weichentreue,
Des Ritters Wagen, und der Jungfrau Schiene,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag,
Des lehten Bauern Fleiß und Ungemach,
Das alles ist mir werth und wichtig,
Viel wicht'ger als mein Ich, so schwach und nichtig.

Weil ich denn ganz mich an das All verschentt,
Hat sich das All in mich zurück gelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken
Nicht meine, nein! die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg', 'ne Feder, mit zum Ozean,
In dessen Schoß gebadet, sie, die hehren,
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Gebürtig neben Merlin und Klingsor steht Miniana, jene Verführerin Merlins: das Weib schlechtweg, jeder höheren Einsicht und Absicht blind, ohne Verständniß für die Tragweite der eigenen Handlungen, mit dem entzückenden Leichtsinne der Ibsen'schen Regine und der (auch erst kürzlich wieder neu entdeckten) innerlichen Verachtung jedes Mannes; allmählig erhebt sie sich zum Symbol des Lebens selbst in seiner gleichgiltigen Unzerstörlichkeit. Nur soviel über den Merlin; ich muß mich begnügen, auf zahllose wunderfame Einzelheiten, auf die Luzifer und Satan, Lancelot und Ginebra, und auf die gewaltige Schönheit der sonst spröden Sprache unseres Dichters wenigstens hingewiesen zu haben. Lohengrin und Parzifal sind nachmals in neuem Glanze auferstanden.

Zwei Dramen eröffnen, zwei Romane beschließen das Decennium der Meisterschaft Zimmermann's. 1836 die Epigonen, 1838 bis 1839 der Münchhausen. Das Werk des großen Mannes zuerst, und dann das des großen Dichters. In den Epigonen wagt Zimmermann nichts Geringeres, als ein völliges Bild deutschen zeitgenössischen Culturlebens. Das äußere Gerüst hiezu liefert, mit starker Anlehnung an Goethe's Meister, die Geschichte einer Familie, deren wilde Zweige und Schößlinge durch alle Stände und Berufe, durch die ganze Scala intellectueller und moralischer Möglichkeiten hinab- und hinaufreichen. Der Vergleich mit Zola drängt sich uns unwillkürlich auf. Zimmermann hat noch nicht die Technik und die unerschöpflichen wissenschaftlichen Hilfsmittel des genialen Franzosen beseffen und besitzen können; aber an Größe der Conception weichen die Epigonen keineswegs den 20 Bänden der Rougon-Macquart-Serie. Vor und nach ihnen kennt die deutsche Literatur nichts ähnliches. Im Wilhelm Meister, in Jean Paul's Romanen wie im Grünen Heinrich herrscht die Tradition des sogenannten Erziehungsromanes, in welchem der Held die Hauptsache, die Welt die Nebensache ist; und Zimmermann's directe Nachfolger, Gutzkow etwa, Freytag, Spielhagen stehen entweder im Pann der Tendenz oder ausländischer Vorbilder. Den großen Roman des deutschen fin-de-siècle hat auch Michael Georg Conrad nicht geschrieben.

Das gewaltige achtzehnte Jahrhundert, der große literarische Aufschwung am Ende desselben hat dem Geschlechte der Restaurationszeit ein Erbe hinterlassen, das Niemand zu erwerben vermag, um es zu besitzen. „Wir sind,“ schreibt Zimmermann, „um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen.“ „So ein junger Mensch von heute steht im vierundzwanzigsten Jahre fertig da, Alles ward ihm leicht und mundgerecht gemacht, im Fluge hat er den Schaum von der Oberfläche der Dinge abgeschöpft. Daß der Mensch nur durch Erfahrung, unter Arbeit und Noth, zu irgend einer Erkenntniß gelangen kann, daß man durch das Kleine sich lange Jahre hindurchwinden muß, bevor man das Größere zu verstehen im Stande ist, daß nur Das wahrhaft beseffen wird, was errungen, ermüht und erlitten wurde, wer möchte dergleichen Dinge jetzt aussprechen?“ Solch ein Epigone gibt den Mittelpunkt oder besser die Leitlinie des Romanes; an der eigentlichen Hand-

lung ist dem Dichter nicht sehr viel, uns gar nichts gelegen. Aber staunend stehen wir vor dem großen Bilde der Restaurationszeit. Ein herabgekommener Adel ringt mit dem nur erst beginnenden und doch schon unheimlich mächtigen Manchesterthum; verstoßen regt sich ein neuer, der vierte Stand. Der Beamte ist willenloses Werkzeug der Regierung; die studentische Jugend gefällt sich im Unsinn der politischen Phrase. Der Lehrstand erscheint in lächerliche Pedanterie versunken, indeß der Clerus Schritt für Schritt den verlorenen Boden wieder gewinnt. Das widerliche Literatur- und Kunsttreiben der Großstädte lernen wir kennen und die albernen Sportjunker, den ehrenhaften Wehrstand und die Männer der Wissenschaft in ihrer zuversichtlichen Skepsis und machtbewußten Bescheidenheit. Einen eigenen Reiz hat es für uns Epigonen der Epigonen, Probleme, die heute acut geworden sind, in ihrem ersten Aufkeimen zu beobachten: die Mittelschulfrage, die Juden- und die Frauenfrage, die sociale Frage und (mit merkwürdiger Anticipation Nietzsche's) die Frage nach Berechtigung überstarker Individualitäten. Vielfache Analogien zwischen jener Zeit und unserem Jahrhunderte überraschen uns; wir haben es seit den Tagen der Epigonen nicht auf allen Gebieten herrlich weit gebracht.

Auch in diesem Buche waltet jene ernste Ironie, die der gereifte Immermann jeder menschlichen Einzelwirksamkeit gegenüber an den Tag legt; zur vollen Herrschaft aber gelangt sie in dem letzten vollendeten Werke, im Münchhausen. Der Held, ein Nachfahr des berühmten lustigen Aufschneiders, lebt von der Lüge selbst, nicht nur physisch, sondern auch moralisch. Unwahrheit ist die einzige Lust, in der er athmen kann; daher auch sein Wahlspruch: „La verité, toute la verité, rien que la verité.“ Er ist Immermann's Gegenpol. Gleich seinem norwegischen Vetter Peer Gynt durchkreist er oder seine selbstherrliche Phantasie die ganze Welt; als Enkel eines mythischen Großvaters ist er selbst schier eine Mythe, die nur unter Leuten leben kann, welche an irgend welchem Sparren laborediren und durch ihre Lebenslüge Verührung mit dem Großmeister der Lüge besitzen. Kaum trifft er endlich mit einem Menschen aus Fleisch und Blut zusammen, so heißt es: „Weh' dem, der lügt,“ und Münchhausen geht buchstäblich in Luft auf. Leider hat Immermann den Genuß dieses tief sinnigen Werkes unserem Publikum

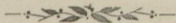
durch zahllose satirische Ausfälle gegen zeitgenössische, nun mit Recht vergessene Leute, wie den Dramenfabrikanten Raupach, den aristokratischen Vielschreiber Büchler-Muskau u. a. erschwert; und wir haben auch wohl nicht mehr die richtige Empfänglichkeit für das ganze groteske Genre, selbst wenn es sich mit actuellen Fragen, wie mit Actienschwindel oder Spiritismus befaßt. Nur ein Theil des Romanes hat Bewunderung und Verbreitung gefunden, dieser aber sofort und von da ungeschwächt bis auf heute. Man hat den geistreichen Gegensatz zwischen diesem Theile und dem übrigen Romane verkannt und die enge Zusammengehörigkeit beider nicht einsehen wollen; man hat diesen Theil später aus dem Verbande des Ganzen gelöst und unter dem Namen „Der Oberhof“ in die Welt geschickt. Der ist dann ein Volks- und Hausbuch geworden. Wer entzöge sich selbst heute dem mächtigen Eindrucke dieser ersten, aber niemals übertroffenen deutschen Dorfgeschichte aus der Hand eines Künstlers? Nur Goethe und Keller und sie allein haben es vermocht, das Verhältniß beider Geschlechter frei von jeder krankhaften Beimischung, die Liebe in leuchtender Gesundheit als friedliches welterhaltendes Princip so hell und klar an ihren poetischen Gestalten darzustellen, wie Immermann an Oswald und Lisbeth. Derselbe Immermann, welcher kurz zuvor die andere, ebenso wahre Auffassung der Liebe als einer Urfeindschaft zwischen Mann und Weib an Merlin und Niniana dichterisch erläutert hatte. Die blonde Lisbeth ist nicht minder das Weib als Niniana und ihr Nährboden das Volk selbst, das kräftige westphälische Landvolk, vom Dichter nach Erinnerungen seiner Münsterer Jahre wunderbar wahrhaftig nacherschaffen. Der Bauernstand, der in den Epigonen zu kurz gekommen war, muß hier vor dem Leser seine ganze culturelle Existenz entfalten, und vor ihrer schlichten Selbstverständlichkeit verstummt selbst die Immermann'sche Ironie. Man hat dem Dichter oft zum Vorwurfe gemacht, seine Gestalten seien nicht selbstständig genug, er stehe immer besserwissend hinter ihnen und schwäche dadurch ihre poetische Lebensfähigkeit; nun, der mit dem kräftigsten Realismus gezeichnete Hoffschulze mindestens ist seinem eigenen Schöpfer ganz gehörig über den Kopf gewachsen und, wenn ich so sagen darf, auf eigene Faust Symbol geworden: Symbol des Bauernstandes, des Volkes, wenn man will, des Germanen. Er ist

„der âventiure ein herre“, unter den menschlichen Gestalten des Romanes der König wie Münchhausen unter den phantastischen Schemen. Und so hat ihm auch sein Dichter, welcher sich kaum von ihm zu trennen vermag, einen königlichen Abgang gesichert: die große Rede gegen die Bureaukratie vor den Vertretern des Staates. Freie Selbstentwicklung jedes Standes ohne die Herren von der Schreiberei heißt er in seiner eigenthümlichen kräftigen Sprache; dann wären die Menschen nicht „wie die dummen Kinder, die immer schreien: „Vater! Mutter!“ wenn sie einen Augenblick allein sind, sondern gleichsam ein Fürst wäre jeder bei sich zu Hause und mit seinesgleichen. Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentate und ein Herre sondergleichen, denn er wäre der König über vielmalhunderttausend Fürsten.“ *Schöner*

* * *

Es ist mir nicht ganz leicht geworden, das, was ich für das Wichtigste aus wenigen und doch von Gehalt schier überfließenden Werken halte, Ihnen in der durch die Zeit verlangten Kürze darzulegen. Nun, da ich am Ende stehe, gleitet der Blick von den Werken doch wieder auf ihren Schöpfer zurück. Ich meine, er ist ein selten glücklicher Mann gewesen. Treffliche Eltern walteten über seiner Jugend; niemals hatte er mit dem kläglichen Detail materieller Noth zu kämpfen; aus stürmender Leidenschaft und nagendem Schmerze ging er kräftiger immer und freudiger hervor und machte ein kurzes Leben reich und köstlich durch rastlose, in der Literaturgeschichte ohne Beispiele dastehende Leistungen. Zur Liebe schöner Frauen und zur Freundschaft der trefflichsten Männer hat sich spät, doch nicht zu spät, der Ruhm eingestellt, und da ist der ernste stattliche Mann „recht als ein Sieger“ aus dem Leben geschritten. Als Zimmermann einmal das Goethe-Haus in Weimar besuchte, schrieb er, unter dem überwältigenden Eindrucke Goethe'scher Lebensarbeit, dem sich kein Culturmensch entziehen kann, die Worte nieder: „Hieher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen; hier soll man sie

drei Gelübde ablegen lassen: das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Consequenz.“ Er hat sich damit selbst, wie schon Freiligrath bemerkt hat, die beste Grabschrift geschrieben. Wenn wir akademischen Bürger unseren großen Commilitonen am besten ehren wollen, so kräftigen wir uns, ebenso dicht von den Albernheiten und Gemeinheiten des Tages umgeben, wie er, für die alltäglich wachsenden Aufgaben unserer Zeit an seinem Beispiel und seinen Werken im Sinne jenes Gelübdes. Denn groß zu beginnen, war von je der Titanen Werk; zu vollenden aber mit Wahrhaftigkeit, Fleiß, Beharren und in treuer Dankbarkeit gegen jene Großen, ist unser, der Epigonen, Theil.



287

UB Wien



+AM567458606



